

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 155. Bromberg, den 10. Juli 1932.

Das Mangobaumwunder

Eine unglaubwürdige Geschichte

von Leo Perutz und Paul Frank.

8. Fortsetzung.

Die Wachteln von Allahabad.

Dr. Kircheisen hatte das Mittagessen allein nehmen müssen. Den Baron hatte er nach jenem Schwächeanfall auf der Treppe in sein Arbeitszimmer gebracht; dort lag der alte Herr jetzt auf das Sofa gebettet und schlief. —

Dr. Kircheisen schob den Obstteller von sich, zündete sich eine Zigarre an und wandte sich an den Kammerdiener Philipp, der ihn während des Essens bedient hatte.

„Also Sie bleiben dabei?" fragte er. „Sie können sich wirklich nicht erinnern, daß sich der Baron schon früher über allerlei beklagt hat? Über Schmerzen im Hinterkopf beispielsweise, über Schwindelanfälle, über Zittern in den Händen?"

„Davon hat der Herr Baron ganz bestimmt niemals gesprochen!" sagte der Diener.

„Das Leiden, das ich bei Ihrem Herrn festgestellt habe, ist nämlich nicht von heute oder gestern. Es ist eine sehr ernste Sache, mit der nicht zu spaßen ist. Sie haben sicher schon einmal den Ausdruck: Arterienverkalkung gehört?"

„Jesus Maria!" schrie der alte Diener auf.

„Das, was ihm vorhin auf der Treppe geschehen ist, das war nicht die Folge einer Ermüdung, wie Sie meinen. Das war ein leichter Schlaganfall, nichts mehr und nichts weniger. Wir müssen das Kind beim rechten Namen nennen."

„Jesus Maria Josef!" stammelte Philipp entsetzt.

„Nun denken Sie doch nochmals nach! Haben Sie niemals Klagen über Unwohlsein von Ihrem Herrn gehört?"

Der Diener schüttelte den Kopf. „Er ist immer ganz gesund gewesen. Vor vier oder fünf Tagen hat er einen Furunkel am Halse gehabt, den hat ihm der Hausarzt geschnitten. Herr Doktor haben vielleicht den Verband gesehen. Das ist aber auch alles. Sonst hat dem Herrn Baron niemals etwas gefehlt."

„Hören Sie einmal!" sagte Dr. Kircheisen. „Diese Krankheit geht methodisch vor, ich möchte sagen: haushälterisch. Sie schießt nicht gleich mit schwerem Geschütz. Sie macht sich zuerst durch kleine Symptome bemerkbar: durch Kopfschmerzen, durch Zittern in den Händen und allerlei andere kleine Beschwerden. Dann erst kommen ernstere Anzeichen. Da ist eine bestimmte Reihenfolge gewissermaßen. Wenn Sie des Morgens aufstehen, ziehen Sie zuerst die Weste an, dann den Rock — Sie verstehen, was ich meine!"

„Ich verstehe den Herrn Doktor schon. Aber die Krankheit ist über Nacht gekommen!"

„Das ist ausgeschlossen. Ich werde mich mit dem Hausarzt des Herrn Baron in Verbindung setzen."

„Ja, das wäre das beste; vielleicht finden die beiden Herren gemeinsam etwas, um dem Gärtner zu helfen."

„Aber ich spreche doch von Ihrem Herrn! Von Ulam Singh war ja nicht die Rede! Dem ist nicht zu helfen, der wird den morgigen Tag nicht überleben."

„Versuchen Sie's doch, Herr Doktor! Versuchen Sie's doch! Vielleicht finden Sie doch ein Mittel," jammerte der alte Diener.

„Es handelt sich mir jetzt in erster Linie um Ihren Herrn. Sie scheinen sich des Ernstes der Sache noch immer ebensowenig bewußt zu sein, wie der Baron selbst, sonst würden Sie sich nicht immer mit dem Gärtner beschäftigen, der mit der Krankheit Ihres Herrn doch gar nichts zu tun hat. Ihr Herr leidet an Sklerose und raucht trotzdem die schwersten Zigarren, trinkt die unmöglichsten Weine und hat nichts als Bergtouren und Reisen im Kopf. Das muß von Grund auf anders werden. Es wird am besten sein, wenn ich ein ernstes Wort mit der Baronesse spreche; die scheint der einzige erwachsene Mensch hier im Hause zu sein."

Diese Bemerkung schien den alten Philipp in eine heftige Besorgnis zu versetzen. „Ich bitte, Herr Doktor sollten das nicht tun. Herr Doktor sollten das auf keinen Fall nicht tun!" rief er aufgeregt.

„Aber weshalb denn nicht? Ich werde selbstverständlich mit der notwendigen Schonung vorgehen. So rücksichtsvoll, als möglich."

„Unsere Baronesse sollten der Herr Doktor nicht beunruhigen. Es hat gar keinen Zweck, mit ihr darüber zu sprechen."

„Es hilft nichts. Es ist meine Pflicht als Arzt, dafür zu sorgen, daß sie ihren Vater zu einer Änderung seiner Lebensweise bestimmt, solange es noch Zeit ist."

„Herr Doktor müssen mir schon glauben: Es hat keinen Sinn, mit unserer Baronesse darüber zu sprechen. Sie hat nicht solchen Einfluß auf den Herrn Baron, wie der Herr Doktor vielleicht meinen." Der alte Philipp holte sein blaugetupftes Schnupftuch hervor und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Dr. Kircheisen überlegte eine Weile. „Wer ist der Hausarzt der Familie?"

„Der Herr Doktor Bäumel, Schönbrunner Straße 62."

„Rufen Sie ihn, bitte, an den Apparat!"

Die Auskunft, die Dr. Kircheisen in diesem telephonischen Gespräch erhielt, vermochte ihn nur wenig zu befriedigen. Der Arzt selbst war nicht in seiner Wohnung anwesend, aber seine Frau konnte aus Notizen und Bucheintragungen feststellen, daß ihr Mann in den letzten Jahren überhaupt nur drei Besuche in der Villa gemacht hatte. Zweimal war Dr. Bäumel im letzten Herbst wegen einer leichten Influenza der Baronesse zu Rate gezogen worden. Dann noch einmal, und zwar vor fünf Tagen, da hatte er dem Baron einen kleinen Furunkel operativ entfernt. Sonst hatte der Baron die Dienste des Hausarztes niemals in Anspruch genommen. Daß ihrem Gatten bei einem dieser Besuche Symptome eines ernsteren organischen Leidens an dem Baron aufgefallen wären, war aus seinen Eintragungen nicht zu entnehmen.

Kopfschüttelnd ging Dr. Kircheisen im Zimmer auf und nieder. Das Charakterbild des Barons Vogh begann sich vor seinen Augen zu formen. Da war ein Mann, der mit bewunderungswerter und dennoch lächerlich wirkender Ener-

sie sich bemühte, die Spuren des Alters vor seiner Dienerschaft, vor seiner Tochter, seiner Braut, seinem Hausarzt, ja sogar vor sich selbst zu verbergen. Ein müder Mann, der jahrelang der Welt den ewig Jungen, den Unverwüstlichen, den „tollen Baron" vorgespielt, der die letzte und höchste aller Weisheiten niemals gelernt hatte: Still abseits zu treten, wenn die Zeit um ist, und der Jugend, der echten, wirklichen Jugend, den Platz freizugeben. Aber, vielleicht wird ihm der Ohnmachtsanfall von vorhin die Augen öffnen, . . . dachte Dr. Kircheisen. . . . Vielleicht wird er jetzt begreifen, daß die Natur sich nicht täuschen und betrügen läßt wie sein Diener oder seine Braut, und daß sie mit der Faust anklopft, wenn man sich vor ihren ersten leisen Mahnungen die Ohren verschließt . . .

Ein Diener, der ihn in das Zimmer des Barons bat, riß ihn aus seinen Gedanken.

Der Baron war erwacht und schien den Arzt mit Ungeduld erwartet zu haben. Er ging im Zimmer auf und nieder, mit gesenktem Kopf, die glimmende Zigarre in der Hand. Rock und Weste hatte er abgelegt, denn das Zimmer war stark überheizt, das Fenster geschlossen und noch immer brannte das Feuer im Kamin.

„Entschuldigen Sie, daß ich es mir so bequem gemacht habe," begann der Baron. „Ich habe Sie zu mir bitten lassen, weil ich — aber, was wollen Sie denn von meiner Zigarre, Doktor?"

Dr. Kircheisen hatte ihm die Zigarre aus der Hand genommen und besah sie: Natürlich! Wieder eine schwere Importe! „Hat Ihnen Ihr Hausarzt nicht das Rauchen verboten, Herr Baron?"

„Keine Spur!" sagte der Baron. „Sie finden, daß ich das Rauchen aufgeben sollte?"

„Ich müßte es Ihnen auf jeden Fall streng untersagen, wenn Sie mich zu Rate ziehen würden," erklärte Dr. Kircheisen. Jetzt, da der Baron ohne Rock und Weste vor ihm stand, bemerkte er den Verband, den der alte Herr am Hals trug, und entsann sich, daß die Frau des Hausarztes und der Diener von einem Furunkel gesprochen hatten, der dem Baron vor ein paar Tagen geschnitten worden war.

„Arteriosklerose. Nicht wahr?" fragte plötzlich der Baron. Er sagte das mit gleichgültiger Miene, aber es klang so zaghaft und unsicher, daß es dem Arzt schien, als hätte der Baron dieses Wort zum erstenmal über die Lippen gebracht.

„Ich kann nicht annehmen, daß Ihr Hausarzt Sie über Ihren Zustand im Unklaren gelassen hat."

„Ich habe es mir gleich gedacht. Sofort als sich der lästige Druck auf dem Hinterkopf zum erstenmal zeigte." Der Baron sprach mit leiser Stimme, beinahe nur zu sich selbst.

„Fühlen Sie diese Beschwerde schon seit längerer Zeit?" fragte der Arzt.

„Seit einiger Zeit, ja," sagte der Baron. „Eben deswegen habe ich Sie ja jetzt heraufgebeten. Doktor, es muß etwas geschehen, und zwar rasch, sonst wird es zu spät."

„Natürlich. Vor allem werden Sie das Rauchen aufgeben oder wenigstens einschränken, allen körperlichen Anstrengungen aus dem Wege gehen und sich bei Ihren Mahlzeiten an eine vorgeschriebene Diät halten."

„Das alles werde ich gerne tun," versprach der Baron. „Aber außerdem . . ." Er dachte einen Augenblick lang nach. „Außerdem werden Sie dem Ulam Singh jetzt endlich das Mittel geben müssen."

Der Arzt wurde ungeduldig und ärgerlich. Diese sprunghafte Art des Barons! Unmöglich für ihn, bei der Sache zu bleiben, einen Gedanken folgerichtig zu Ende zu denken. Jetzt war er plötzlich wieder bei Ulam Singh! „Von welchem Mittel sprechen Sie eigentlich, Herr Baron?" fragte Dr. Kircheisen gereizt.

„Von dem Mittel, das ihn für eine halbe Stunde lebendig machen kann."

„Sie spielen auf etwas Bestimmtes an?"

„Ja, Sie wissen, was ich meine. Ihr Mittel, Doktor!"

„Ah! Das Karasin-Serum?"

„Ja! Das Karasin-Serum! Natürlich! Das ist der Name! Ich quäle mich schon seit vierundzwanzig Stunden und konnte auf den Namen nicht kommen."

„Woher wissen Sie denn von der Existenz dieses Serums, Herr Baron?"

„Ich weiß, daß Sie mit dem Professor Karasin zusammen dieses Mittel erfunden haben."

„Das stimmt nicht ganz. Der berühmte Chemiker Professor Karasin hat mit dem Serum nichts zu tun. Er ist seit zwölf Jahren tot. Es war einer seiner Schüler, Doktor Tilgner, mit dem ich zusammen an dieser Sache gearbeitet habe, und daß wir das Serum nach seinem verstorbenen Lehrer Karasin-Serum genannt haben, war bloß ein Akt der Pietät. Aber woher wissen Sie Näheres über die Wirkung des Serums? Doktor Tilgner und ich haben unsere gemeinsamen Untersuchungen noch nicht publiziert."

„Ich habe jene Gerichtsverhandlung verfolgt — wie hat doch nur die große Kriminalaffäre im vorigen Herbst geheißen?"

„Ach so! Sie haben die Zeitungsberichte über den Prozeß gegen die Mörder des Privatiers Hallasch und seiner Schwester gelesen?"

„Ja, richtig! Die Affäre Hallasch!"

„Dann werden Sie aber auch wissen, daß ich das Karasin-Serum nicht in Anwendung bringen darf," sagte der Arzt ernst.

„Ja, aber weshalb denn nicht? Eben damals haben Sie ja Gebrauch gemacht von dem Serum! Daher kenn' ich ja überhaupt Ihren Namen, Doktor!"

Dr. Kircheisen wurde es mit einem Mal klar, warum die Wahl des Barons gerade auf ihn, den nicht praktizierenden Arzt, gefallen war. Der Baron hatte das Karasin-Serum und den Namen seines Erfinders in den Zeitungsberichten über den Fall Hallasch erwähnt gefunden. Von allem Anfang an schien er dieses Serum im Auge gehabt und irgendwelche phantastische Vorstellungen an seine Wirkung geknüpft zu haben. Jetzt galt es, ihn von diesen Gedanken schleunigst abzubringen.

„Das Karasin-Serum muß leider aus dem Spiele bleiben. Sie scheinen nicht zu wissen, daß die scheinbare Besserung, die es in dem Befinden des Patienten hervorbringt, von unheilvollen Folgen begleitet ist. Schon nach einer Stunde, oft auch noch früher, stellt sich eine heftige Reaktion ein, die zumeist mit dem Tode infolge Herzlähmung endet. Doktor Tilgner und ich haben da leider nur halbe Arbeit geleistet. Das Serum wirkt absolut lebensverkürzend, und ich habe daher kein Recht, es anzuwenden."

„Und damals in der Affäre Hallasch?" rief der Baron ganz verstört.

„Damals lag die Sache anders. Der Privatier Anton Hallasch war ermordet, seine Schwester Petronella, die ihm den Haushalt geführt hatte, tödlich verletzt worden. Der Verdacht der Täterschaft ruhte auf dem Zimmerherrn der beiden, dem Handlungsgehilfen Emil Neubauer, der, wie sich nachher herausstellte, völlig unschuldig war. Die einzige Entlastungszeugin, die Petronella Hallasch, lag in Agonie und war nicht vernehmungsfähig. Damals hab' ich über Antrag der Verteidigung der Petronella Hallasch eine Karasin-Injektion verabreicht, um sie für einige Minuten zu Bewußtsein zu bringen. Sie hat dann tatsächlich den wirklichen Täter genannt. Es stand eben ein Menschenleben auf dem Spiel, und darum habe ich ohne Bedenken das Karasin-Serum angewandt. Aber diesmal . . ."

„Auch diesmal steht ein Menschenleben auf dem Spiel, Doktor!" sagte der Baron.

„Ein Menschenleben?"

„Ja! Das meine."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Baron!"

„Nein, Sie verstehen mich nicht und werden mich nie verstehen! Doktor, ich bin ein schwerkranker Mann, das wissen Sie. Ulam Singh allein kann mir helfen, er muß nur eine halbe Stunde lang denken und handeln können! Was nachher geschieht, ist gleichgültig. Wenn er dann stirbt, — Sie haben ja selbst gesagt, daß er nicht mehr zu retten ist."

„Sie erwarten ärztliche Hilfe von Ihrem indischen Gärtner? Das ist ja recht interessant! Ich habe offenbar in ihm eine Art Kollegen zu respektieren?" fragte Dr. Kircheisen spöttisch.

„Nein. Ulam Singh ist kein Arzt. Aber er ist trotzdem der einzige, der mir helfen kann."

„Also ein exotischer Kurpfuscher? Ich fürchte, Herr Baron, unsere braven, altbewährten heimischen Kräutelweiber, die ohnehin so schwer unter dem unlauteren Wett-

werb der Ärzte zu leiden haben, werden über diese neue Konkurrenz recht ungehalten sein."

„Sie verspotten mich, Doktor. Sie sind ein Mann der rationalistischen, materialistischen Wissenschaft Europas. Sie werde ich niemals überzeugen können, daß es dort drüben eine andere Wissenschaft gibt, die sicher älter und vielleicht auch tiefer ist, als die Ihre, und die ihren Jüngern Kräfte und Fähigkeiten verleiht, von denen Sie nichts ahnen."

Es war etwas in der Stimme des Barons, das den Arzt bestimmte, den spöttischen Ton fallen zu lassen und der Diskussion einen ernsthafteren Charakter zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Glückliche.

Von Hella Hofmann.

Der Kalif wandelte mit seinen Weisen durch die Straßen; sie sprachen vom größten Geheimnis: dem Glücklichsein. Sie kamen zu einem Stadtteil, wo nur die Armen wohnten. Vor einer Hütte saß ein schlechtgekleideter Mann. Der grüßte nicht und wich nicht zur Seite, als die vornehme Gesellschaft nahte. Er saß in der Sonne und lächelte still vor sich hin.

„Erkennst du nicht die ehrfurchtgebietende Gestalt des hohen Kalifen?" flüsterte einer aus dem Gefolge. Doch der Mann schien nicht zu hören; er lächelte weiter.

„Hoher Kalif, ich halte ihn für taub!" meinte der Höfling.

„Nein, er ist stumm, denn er grüßte nicht!" sagte ein anderer.

Ein dritter schaute ihm in die glanzlosen Augen. „Er ist blind!" sprach er.

Sie umstanden alle den Mann, der sie nicht beachtete. Er ließ eine Schnur grober Tonperlen durch die Finger gleiten. Sein Lächeln ähnelte nicht dem verzerrten Grinsen eines Toren; auch dem ein wenig verächtlichen, entsagungsvollen eines Weisen schien es nicht gleich. Er lächelte, wie ein frommer Sohn Mohammeds lächeln müßte, der nicht daran denkt, daß sein Nachbar zwei Kamele mehr in seiner Herde hat und daß das Weib seines Bruders schöner und seine Kinder stärker seien als die eigenen. Wie ein Kind lächelte er.

Eine Frau stürzte aus der Hütte und warf sich vor dem Kalifen nieder. „Verzeih meinem unglücklichen Sohn, daß er nicht in den Staub niedersinkt vor dir!" rief sie. „Sein blindes Auge kann deine Schönheit nicht sehen. Vergib ihm, daß er deinen Ruhm nicht preist. Sein Mund ist stumm und sein Ohr konnte auch nicht von deinen Taten vernehmen — er ist taub. Drei Söhne habe ich und er war der Schönste, der Beste und Klügste von ihnen. Da brach eines Tages ein Unwetter los; ein Baum stürzte, vom Blitz getroffen, halb auf ihn. Er verlor vor Schreck Gehör, Gesicht und die Sprache!"

Alle schwiegen von Mitleid erfüllt. Nur der Krüppel spielte weiter mit seinen Perlen und freute sich ihrer Glätte. Endlich sprach der Kalif: „Wahrlich, noch nie sah ich einen Menschen, der so elend war wie dein Sohn. Und doch lächelt er, und es ist nicht das Lächeln eines Irren!"

„Nein, hoher Fürst, er ist nicht wahnsinnig, er lächelt immer. Nie habe ich einen Laut von ihm vernommen, der darauf deuten könnte, daß er mit seinem Leben unzufrieden ist. Er ist der Heiterste unter meinen Söhnen. Er tastet sich selbst an den Platz, an den die Sonne bescheint. Er spürt sie, spielt mit seinen Perlen und ist glücklich!"

„Hört ihr das stolze Wort Glück?" rief der Kalif. „Wie lange schon forschen wir nach dem Rätsel, das dieses Wort bedeutet. Und dieser Ärmste kennt die Lösung. Der bringt zusammen, was dem Reichsten, dem Weisesten nicht gelingt: Er ist glücklich. Welch Wunder des Himmels! Wenn dieser Mann noch sehen, hören und sprechen könnte! Wie glücklich wäre er! Und alle, die sein Glück sehen, müßten sich der eigenen Unzufriedenheit schämen. Nur einen Glücklichen im Lande, und alle werden ihm gleich sein! Zehn Beutel Goldes dem Arzt, der ihn heilt! Mit diesem Glücklichen würde das Glück einziehen in mein Land!"

Die Ärzte hörten von dem Versprechen und nahmen sich Omars, des Krüppels, an. Sie versuchten ihre Kunst an ihm — und siehe, es gelang.

Als Omar eines Morgens erwachte, hörte er Menschenstimmen in die Stille dringen, die ihn bisher umgeben hatte. Seine Brüder stritten miteinander. Wüste Schimpfworte hörte er. Erschreckt öffnete er die Augen — und er sah. Sah wie der Jüngere den Älteren an den Haaren gefaßt hatte und aus Leibeskräften daran zerrte, während der andere ihn mit den Füßen stieß. Omar sprang auf und wollte die beiden trennen. Er wußte nicht, daß dieser brüderliche Zwist jeden Morgen stattfand und daß die beiden Gegner gleich darauf die besten Freunde waren. Heute aber sollte es anders kommen. Die Gegenwart des Dritten erregte die beiden noch mehr. Zum Unglück hatte Omar auch die Sprache wiedergewonnen. Er gab dem jüngeren Bruder im Streite recht. Da wandte sich der mit neuem Mut in den Kampf, während der ältere in der Wut noch stärkere Prügel austeilte. Schließlich einigten sich die beiden Gegner und gingen mit vereinten Kräften auf Omar los, der kein Krüppel mehr war und auf den man demgemäß keine Rücksicht nehmen mußte.

Als der hohe Kalif mit all seinen Weisen kam, um sich an dem Anblick des glücklichsten Mannes in seinem Reiche zu weiden, traf er ihn, an der Schwelle sitzend und sich den schmerzenden Rücken reibend. Mißmutig sah er der vornehmen Gesellschaft entgegen.

„Wie glücklich mußt du jetzt sein?" sprach ihn der Herrscher an. Da lachte Omar wütend und eine Flut von Klagen und Anschuldigungen ergoß sich auf das Haupt des Fürsten, daß er sich schleunigst mit all seinen Weisen entfernte.

„Also habe ich mich auch in diesem Manne getäuscht!" sprach er traurig. „Auch er hat nicht das seltene Talent zum Glücklichsein. Wieviel hat er gewonnen und wie hat er es mir gedankt!" Die Weisen sagten gar gelehrte Dinge über die Eigenart des Menschen, das Glück nicht zu ertragen. Wahrlich, zehn Beutel Goldes waren zuviel bezahlt für einen Unzufriedenen mehr im Lande. „Das Glück hat ihn habgierig gemacht!" sagten sie. Nur der Mann, den der Kalif immer für den weisesten unter seinen Weisen gehalten hatte, schwieg. Der Kalif fragte: „Warum läßt du allein das Licht deines Geistes nicht leuchten?"

Der Weise sprach nachdenklich: „Vielleicht tust du dem Manne unrecht, hoher Kalif! Vielleicht ist er nicht so undankbar wie wir meinen!" Die anderen fuhren ihm empört in die Rede, doch der Herrscher winkte ihnen, zu schweigen. Der Weise fragte: „Sahst du schon einmal im Leben einen wahrhaft glücklichen Mann?"

„Nein", antwortete der Fürst, „nur diesen Krüppel, den ich noch glücklicher machen wollte, und der es mir mit schnödem Undank lohnte!"

„Ja, Fürst, du handeltest edel an ihm. Allah wird es dir lohnen. Du machtest ihn sehend, hörend, du gabst ihm die Sprache — aber siehe, vielleicht muß man blind, taub und stumm sein, um auf dieser Welt glücklich zu sein?!"

Alle schwiegen von der neuen Weisheit betroffen. Endlich meinte der Kalif: „Vielleicht sprachst du jetzt die größte Wahrheit, mein Freund. Aber wir wollen diesen Ausspruch doch nicht im goldenen Buche aufzeichnen, wie wir es sonst tun, denn es gibt Weisheiten, die nur für uns Weise sind und von denen das Volk besser nichts erfährt!"

Koreanische Geschichten.

Nacherzählt von S. Droste-Hülshoff.

In jenen fernen Tagen, da in Korea der 31. Herrscher des Reiches in Gestalt des erhabenen Herrn und Königs Sinmunwang in seinem Palaste zu Shinra residierte, gehörte dort zum Hofstaate nach einem alten Brauche eine Menge leibeigener Sklaven. Unter diesen befand sich Taiko, ein Sohn des Reiches der Aufgehenden Sonne, der von der Insel Kiushiu stammte. Er war der Lieblingssklave Sinmunwangs, der König liebte ihn mehr als alle seine sonstigen Besitztümer und sogar mehr als seine leiblichen Brüder und selbst als Kungwo, den kleinen Thronfolger. So war denn der Herrscher im höchsten Grade bestürzt, als eines Tages sein Lieblingssklave bei ihm erschien, sich ihm zu

Füßen warf und ihm vor Schrecken zitternd erzählte, daß ihm bei einem Spaziergang durch die königlichen Gärten soeben der Tod begegnet wäre und ihm mit beiden erhobenen Armen zugewinkt habe. Er, Taiko, sei voll Entsetzen geflohen, zweifle aber nicht daran, daß seine Tage gezählt seien. Der König ließ sofort Syeitschongi, einen weisen Mann und Gelehrten, der nicht nur die koreanische Schrift erfunden hatte, sondern auch im Umgange mit den Mächten der Unterwelt bewandert war und im ganzen „Lande der Morgenruhe" höchstes Ansehen genoß, zu sich rufen und beriet mit ihm den Fall. Der Gelehrte dachte lange nach und riet schließlich dem Herrscher, sein schnellstes Segelschiff in See stechen und durch dieses seinen Lieblingssklaven Taiko nach seiner Heimat, der Insel Kiushiu, bringen zu lassen. Man solle das Unternehmen mit größter Hast und Heimlichkeit betreiben. Er selbst, dem die Mächte der Finsternis dank seiner Zauberkunst vor seinem hundertsten Lebensjahre nichts anzuhaben vermöchten, werde versuchen, den Tod zu treffen, und ihn befragen, warum er den noch jungen Sklaven bedroht habe.

Der weise Rat wurde befolgt. Das rascheste Schiff segelte noch in der gleichen Nacht mit Taiko an Bord nach der Insel Kiushiu ab, die man bei günstigem Winde in knapp fünf Tagen zu erreichen hoffte. Schon am Morgen nach der Abfahrt aber gelang es dem Gelehrten Syeitschongi, den Tod in den Wäldern am Yaluflusse aufzuspüren und zu fragen, weswegen er Taiko, dem Lieblingssklaven des erhabenen Herrn und Königs Sinmunwang, mit erhobenen Armen zugewinkt habe. Der Tod entgegnete, er hätte lediglich sein plötzliches Erstaunen zum Ausdruck bringen wollen. Warum dies geschehen sei, erkundigte sich der Gelehrte Syeitschongi. Da machte der Tod eine unbestimmte Handbewegung und sagte gelassen: „Ich wunderte mich nur, dem Sklaven Taiko hier in den Gärten des Königs zu begegnen, nachdem mir doch der Herr alles Lebendigen kurz zuvor aufgetragen hatte, Taiko in fünf Tagen von seiner Heimatinsel Kiushiu zu holen." —

Es war ebenfalls in Korea, dem „Lande der Morgenruhe", jedoch etwa siebenhundert Jahre nach der Regierungszeit des erhabenen Herrn und Königs Sinmungwang. Da unternahm es gelegentlich eines Aufstandes der tatkräftige General Ni Taidscho, den damaligen König zu stürzen und sich selbst des Thrones zu bemächtigen. Bei weitem nicht alle der Großen und Würdenträger des Landes waren mit dem neuen Herrscher einverstanden und auch weite Kreise des Volkes lehnten den Usurpator ab. Aber da er nun einmal die Macht an sich gerissen hatte und die Mitglieder des bisherigen Königshauses zu schwach schienen, um ihre Rechte energisch und aussichtsreich zu behaupten, kamen die klugen Söhne des Landes zu der Überzeugung, daß es gut und weise sei, sich mit dem neuen Herrn gut zu stellen und sich nach Möglichkeit seines Wohlwollens zu versichern. Zuneigung erkauft man sich immer am besten mit Geschenken. Das wußte man auch schon damals im „Lande der Morgenruhe", und als Ni Taidscho seinen Geburtstag feierte, kamen aus allen Teilen des Landes Abordnungen nach der eben gegründeten Hauptstadt Söul, um dem Herrscher Geschenke darzubringen. Ballen der feinsten Seidenstoffe, Körbe und Säcke voll Reis, Hirse, Bohnen und Ginseng, feine Erzeugnisse chinesischen und japanischen Kunstfleißes, Früchte und Blumen häuften sich im Palaste zu Söul, und auf dem freien Platze davor stand das Vieh, das die Grundbesitzer dem Herrn geschenkt hatten. Eine besondere Überraschung aber hielten die Generäle Ni Taidschos für ihren Führer bereit: Sie erschienen vor dem Throne des Herrschers, und weil er unter dem Sternbild der Fische das Licht der Welt erblickt hatte, überreichten sie ihm eine goldene Platte, auf der zwei zierlich gearbeitete, lebensgroße Fischlein aus purem Golde lagen. Ni Taidscho nahm die Gabe sehr erfreut entgegen, dankte seinen Generälen überaus freundlich und sprach schließlich lächelnd, indem er die Platte mit den Fischlein leicht auf den Fingerspitzen wiegte: „Liebe, geschätzte Freunde! Vernehmt, daß mein lieber Bruder und erster Minister Kungwong in zwei Monaten seinen Geburtstag feiert und daß dieser mein lieber Bruder im Zeichen des — Ochsen geboren wurde!"



Rätsel-Ecke



Laut-Rätsel.

Den 1, weißt du, bauet man
In China, Ceylon, Japan an.

Die 2 du oft verwundert sprichst,
Doch auch, wenn du erfreuet bist.

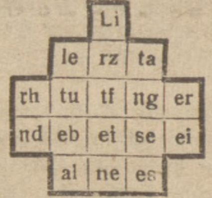
Das 3 und 4, nebst schönen Liedern,
Gespielt oft ward von Klosterbrüdern.

Der 5 ein schönes Sagenbild,
Das in den deutschen Alpen spielt.

Vorm Ganzen bleibst du gar oft steh'n,
Wenn du ins 1, 2, 3 willst geh'n.

*

Wirrwarr-Rätsel.



Jedes Feld dieser Abbildung enthält zwei Buchstaben, die einem Zuruf an unsere Leser, aus sieben Wörtern bestehend, entnommen sind. Zur leichteren Lösung des Rätsels sei verraten, daß der Satz beim obersten Felde beginnt und, andere Felder überspringend, hin und her läuft.

*

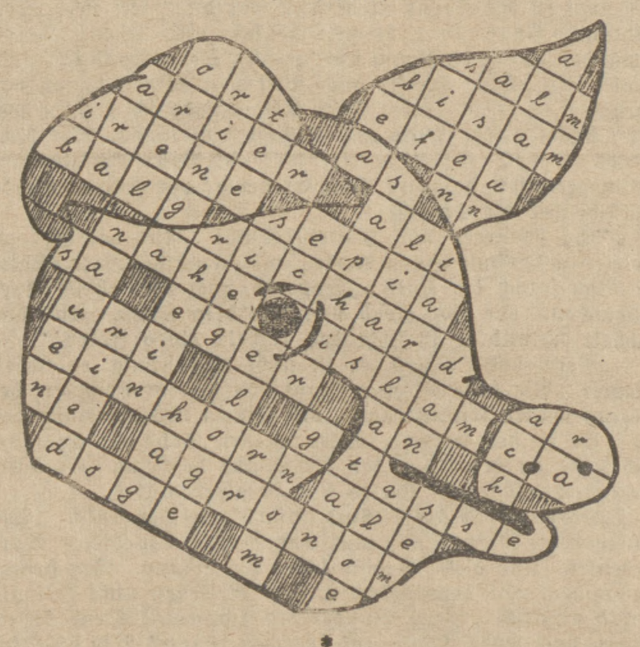
Scherz-Rätsel.

Lies diesen Scherz vom A b c
Als Reim vom Blatt!

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 149.

Kreuzwort-Rätsel:



*

Rätsel: Klein-Geld — Kein Geld.

Verantwortlicher Redakteur: J. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.